

Nach der Schlacht

Autor(en): **Bovet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **19.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749545>

Nutzungsbedingungen

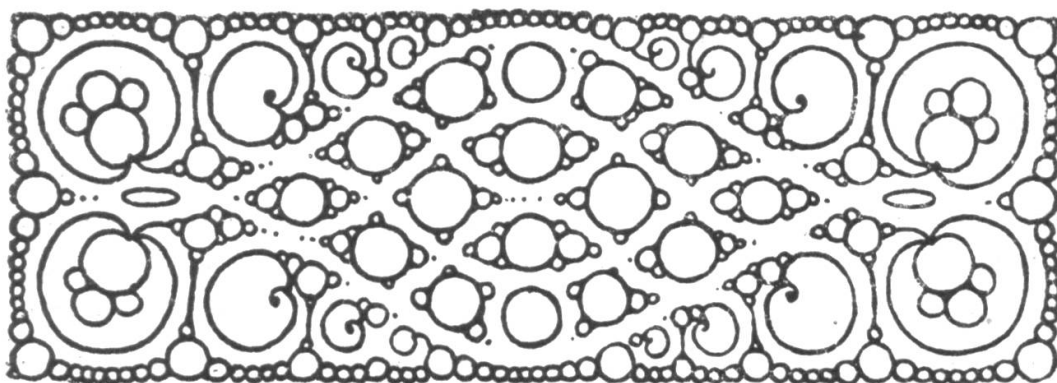
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



NACH DER SCHLACHT

Der Gotthardvertrag, über den wir in der Schweiz drei Jahre lang gestritten haben, ist von den Räten angenommen worden; am 4. April vom Nationalrat mit 108 Ja gegen 77 Nein, und am 9. April vom Ständerat mit 33 Ja gegen 9 Nein. — Um die Wiederholung eines solchen Fehlers zu verunmöglichen, will man nun auf dem Wege der Initiative das Volk selbst über Staatsverträge von längerer Dauer entscheiden lassen.

Diese scheinbar logische Erweiterung des demokratischen Prinzipes in unserer Verfassung müssen wir entschieden bekämpfen. Sie ist in mancher Beziehung *gefährlich*, wie im nächsten Hefte dieser Zeitschrift im Einzelnen nachgewiesen werden soll; sie ist aber auch ganz *nutzlos*, denn das Übel, an dem wir vielleicht zugrunde gehen, sitzt nicht in dem einen oder andern Staatsvertrag, sondern in unserem politischen Leben überhaupt. Es gilt nicht, neue Rechte zu erobern; es gilt, von den vorhandenen Rechten einen besseren Gebrauch zu machen.

Gewiss, der Gotthardvertrag ist und bleibt ein schwerer Fehler, den seine Anhänger höchstens als eine unvermeidliche Folge früherer Fehler erklären konnten. Trotz einzelner Reden, die einen gewollten Optimismus zur Schau trugen, hat niemand mit Freude Ja gestimmt; viele taten es nur aus Furcht vor einer unbestimmten Zukunft. Die Bundesräte Forrer, Motta und Schult-hess haben ihre Sache so gut vertreten, wie man sie nur vertreten

konnte; kräftig, ehrlich, ja versöhnlich und ritterlich; wie voraussehen war, haben sie sachlich den Sieg errungen; moralisch jedoch bleibt Nationalrat Alfred Frey der Sieger... Jene Abendstunde vom 2. April werde ich nie vergessen. Der Kampf dauerte seit einer Woche und ging nun dem Ende zu; alle Argumente, für und wieder, waren schon drei und vier mal gebraucht worden; der Rat war müde, jede einzelne Stimme gesichert. Da erhob sich, gegen 6 Uhr abends, Herr de Meuron, und wirkte belebend; zu Anfang seiner Rede waren noch von 110 Räten 38 mit Zeitungen und Briefen beschäftigt; nach einer Viertelstunde waren alle aufmerksam und gruppierten sich um den Redner, der die Haltung der Welschschweizer und die Volksbewegung energisch verteidigte. Nun war rechte Stimmung da, und schon die ersten Worte des Herrn Alfred Frey steigerten das Interesse bis zur Ergriffenheit. Kein Laut und keine Gebärde im ganzen Saale; alle Augen auf den Redner gerichtet; alle Herzen bebend. Die Stimme ist fest und klar, trotz der innern Bewegung; die Worte sachlich, korrekt, und doch scharf wie eine Klinge. Zuerst kommen Zahlen, Tatsachen, Rechtsbegriffe, Vergleiche aus der reichsten Erfahrung; dann von Stufe zu Stufe, bis über unsere Grenzen und den heutigen Tag hinaus, die *politisch-moralische* Bedeutung des Vertrages. „Und wenn eines Tages Frankreich die gleiche Begünstigung verlangt, und wir sie abschlagen, wird es fragen: Wieviel hat es denn Deutschland und Italien gekostet?“¹⁾ Da sehen alle mit Schaudern in den Abgrund, zu dem uns eine Kette von Irrtümern geführt hat... Das soll nicht wieder vorkommen; mitten aus der Angst erstehen auch die Einsicht und der feste Wille, künftig die Freiheit des Vaterlandes besser zu wahren. Und bei diesem stillen Gelübde fühlt jeder neben der Traurigkeit die Erhabenheit der Stunde.

Diese Schlacht ist verloren; wir wollen die Lehre daraus ziehen, auf dass wir die nächste gewinnen. Da hilft keine stürmische Initiative; da hilft nur stille Einkehr. Tiefe Trauer diktiert mir diese Worte, doch eine Trauer ohne Groll und Bitterkeit.

Man konnte ja in guten Treuen verschiedener Ansicht sein,

¹⁾ Ich zitiere die Worte aus dem Gedächtnis.

je nach dem Standpunkt, den man einnahm. Streng *juristisch*, gingen die besten Köpfe auseinander; *ökonomisch* wiegen sich vielleicht Vorteile und Nachteile auf; sicher ist nur der *politische* Verlust, und eben das politische Moment scheint man bei den Verhandlungen des Jahres 1909 ganz aus den Augen verloren zu haben. Da hat die Volksbewegung eingesetzt (wenn sie auch gelegentlich mit anderen Argumenten kämpfte); es war aber zu spät.

Zu spät . . . für *diesen* Fall. Doch sind wir um eine Erfahrung reicher; ja, um viele Erfahrungen, wenn wir die Ereignisse der letzten Wochen von einer höheren Warte aus betrachten. Ich beklage nicht nur die Annahme des Gotthardvertrages, sondern auch viele Begleiterscheinungen, die uns klar beweisen, dass wir politisch noch viel zu lernen haben.

Was sollen bei uns zum Beispiel unsaubere Verdächtigungen? Herr Calonder ändert seinen Standpunkt, er geht vom Nein zum Ja: man hat ihn mit dem Splügen bestochen; — Herr Alfred Frey kommt vom Ja zum Nein: er handelt aus kleinlicher Rache. Und so weiter. Gewiss, auf beiden Seiten hat es Leute gegeben, die aus irgend einem Interesse so oder anders gestimmt haben; der eine wollte dem Bundesrate gefallen und der andere den Wählern; lassen wir diese Lauen beiseite. Mit welchem Rechte besudelt man die innere Wandlung eines Mannes, der seit Jahren seine Ehrlichkeit bewiesen hat? Was man kürzlich in Bern munkeln hörte und in den Zeitungen las, das war tief beschämend, einerlei, sei es die Verleumdung oder erwiesene Korruption.

Und was bedeutet die andere Taktik, den Gegensatz zwischen Welschschweizern und Deutschschweizern künstlich zu verschärfen? Auf beiden Seiten geschah's; besonders aber auf Seite der Vertragsfreunde, und bis in den Nationalrat hinein! Das beruht wohl zum Teil auf Verkennung der psychologischen Verhältnisse, bleibt aber als Gesamterscheinung ein ruchloses Vorgehen. In der ständerrätlichen Kommission wurde bereits hervorgehoben, dass die ganze Bewegung nicht von der Welschschweiz, sondern von Zürich ausging, und zwar von *Wissen und Leben*. Das stimmt. Ächte Deutschschweizer machten mich zu Anfang des Jahres 1910 auf

die Gefahren des Vertrages aufmerksam; ich beschloss, die *Discussion* zu eröffnen; so entstanden all die Artikel, die ich in einer Fußnote, in chronologischer Reihenfolge aufzähle¹⁾. Es ist mir eine Pflicht, an dieser Stelle Herrn Dr. Steiger und Herrn Bundesrichter Rossel den herzlichsten Dank auszusprechen. Die Verbindung ihrer Namen beweist an sich allein, dass die Bewegung eine schweizerische gewesen ist. Beide haben Großes geleistet; sie haben die Spezialfrage zu einem vaterländischen, moralischen Problem erweitert; in der Spezialfrage sind wir besiegt; das Problem bleibt um so dringender. Wir sind alle stolz darauf, dass unsere junge Zeitschrift das Problem zuerst gefasst und am meisten vertieft hat, ohne Rücksicht auf Regionen und auf Parteien.

Was bedeutet endlich die Verachtung vieler Politiker für die freie Meinungsäußerung des Volkes und die höhnischen Berichte gewisser Zeitungen über die „Landsgemeinden“? Gewiss, es wurden da öfters die Argumente etwas knapp zusammengerafft; man wandte sich mehr an das Gefühl als an den Verstand. Ging man etwa beim Beutezug, beim Rückkauf der Eisenbahnen anders vor? Könnten die Herren Gesetzgeber alles verantworten, was sie einer größeren Wählerversammlung predigen? Und doch sind diese ihre Wähler lauter kluge Köpfe . . . Sehen wir doch ab vom besondern Zweck dieser Landsgemeinden: da strömen die Bürger zusammen, aus allen Parteien, aus allen Regionen, ohne den leisesten Wink von oben, um das Vaterland vor einer Gefahr zu schützen; es findet keine Ausschreitung statt; die Männer sind lauter Ernst und Begeisterung; mit entblößtem Kopf singen sie „Rufst du, mein Vaterland . . .“ Wer da höhnen mag, ist für-

¹⁾ Baur: *Der Gotthardvertrag* (1. April 1910. Bd. VI, Seite 1). Steiger: *Der Gotthardvertrag* (VI, 65, 132, 216); *Zur Entwicklung der Gotthardfrage* (VII, 217). Schuler: *Fiktionen* (VII, 321). Bovet: *Le respect de l'autorité* (VII, 424). Steiger: *Die Bewegung gegen den Gotthardvertrag* (VII, 441). Rossel: *Une mauvaise affaire* (VII, 513). Baur: *Verantwortung* (VII, 585). Rossel: *Réponse à quelques-uns* (VII, 662). Boller: *Zur Reduktion der Bergzuschläge* (VII, 760). *Von der besseren Lösung* (VIII, 617). Steiger: *Der Gotthardvertrag* (XI, 10); *Schlusswort zum Gotthardvertrag* (XI, 724). Büscher: *Zum Gotthardvertrag* (XI, 682, 711).

wahr ein armer Tropf. — Dieser berechtigte und schöne Ausdruck der Überzeugung des Volkes darf aber nicht in Zwang und in Drohungen ausarten, wie es leider stellenweise geschehen ist. Auf diese demagogische Entartung komme ich ein andermal in anderem Zusammenhang zurück.

Heute will ich bloß zwei Schlüsse ziehen, die sich aus der Annahme des Gotthardvertrages und aus den Begleiterscheinungen ergeben.

Der eine Schluss ist rein praktischer Art. Die Notwendigkeit einer *gründlichen* Reorganisation der Bundesverwaltung und ganz besonders des politischen Departementes ist dringend. Gewisse Dinge dürfen nicht wieder vorkommen. Wir brauchen Stetigkeit und klare Verantwortlichkeit in der Leitung der auswärtigen Politik; wir haben eben die Zeche des jetzigen Systems bezahlt; sie ist zu teuer.

Und der andere Schluss betrifft unsere ganze Auffassung der Politik. Hier muss in den Begriffen, in den Geistern selbst ein Wandel vorgehen. Die Realpolitik hat überall ihre großen Gefahren; einer kleinen Republik bringt sie vollends den Tod. Man blättere bloß in der Geschichte . . . Ein einflussreicher Journalist, der den Behörden sehr nahe steht, erzählte mir einmal, ganz gelassen, merkwürdige Dinge; ich fragte: „Sind denn bei einer Wahl in den Bundesrat die Eisenbahngeschäfte so maßgebend?“ Er antwortete lächelnd und nicht ohne Ironie für meine Naivität: „Jawohl; unsere Politik ist Eisenbahnpolitik“. — Herr Bundesrat Forrer hat eine lehrreiche Geschichte erzählt: der Verwaltungsrat der Bahn Aigle-Sépey (der wahrscheinlich aus Gegnern des Gotthardvertrages besteht) hat die elektrische Installation der Bahn der Berliner A. E. G. anvertraut . . . Tausend ähnliche Beispiele ließen sich aus der jüngsten Zeit anführen. Hat nicht Herr Krafft in Lausanne den Satz ausgesprochen: „Que ferions-nous, en Suisse, sans les étrangers?“ Und hat nicht Herr Nationalrat Emery (ein Gegner des Gotthardvertrages!) ihm zugestimmt? Wo jeder einzelne Bürger bloß dem „Geschäft“ nachgeht, soll man sich da wundern, wenn das Parlament Politik und

Geschäft verwechselt? Wo sind unsere Grundsätze und die Opfer, die wir den Grundsätzen bringen? Es wird mit Zahlen, mit Tabellen, mit Rendite operiert. Welchen Sinn hat aber die politische Freiheit des Landes, wenn jeder einzelne seine moralische Freiheit aufgegeben hat?

Mit schwerem Unrecht haben die Gegner des Vertrages sozusagen das Monopol der Vaterlandsliebe für sich beansprucht. Die Liebe zum Vaterlande ist bei unseren Bundesräten und bei den Jasagern ebenso groß, ebenso glühend wie bei den andern. Bei den meisten im Lande jedoch hat diese Liebe das höchste Ziel aus den Augen verloren; sie wagt es nicht mehr, ein wirklich *politisches Ideal* offen zu bekennen; sie ist rein in materiellen Fragen und in Geschäften befangen, die gewiss zum Leben gehören wie das tägliche Brot, die aber die Existenz des Staates gefährden, sobald der Staat nur noch den Geschäften zu dienen hat. — Was bleibt vom täglichen Brot, wenn der Mensch durch keinen Glauben gehoben wird und sein inneres Leben nicht bereichert? Und was bleibt von den schönsten Geschäften, was von der fürsorglichsten Sozialgesetzgebung, wenn die Republik ihrer Kulturaufgabe nicht mehr genügt? — Und wozu endlich die Volksrechte noch vermehren, wenn das Volk selbst im Lebensgenuss, im Egoismus entartet? Wenn ein Volk, das doch so viele Rechte hat, keine Staatsmänner und keine Führer erzeugt, sondern nur noch Realpolitiker, will man ihm da selbst die Führung anvertrauen?

Seit einigen Jahren leben wir von Selbsttäuschungen und verbergen die Wunden unter allerlei Pflästerchen. Unsere Parteien führen nur noch ein künstliches Leben? Da erfindet man den Proporz, der den Parteizwang erhöht. — Das Wahlrecht ist zu einer bloßen Geste der Bestätigung heruntergesunken? Da erfindet man kompliziertere Rechte. — Dem eigenen Lande und dem Auslande gegenüber hat der Bundesrat nicht genug Autorität? Da schwächt man ihn noch durch Initiativen des Zornes und des Misstrauens. — Das ist unsere Logik.

Unser Volk hat bereits viele Mittel, um seinen Willen zu bekunden; warum braucht es sie nicht zur richtigen Stunde? Gewiss, bei uns entscheidet das Volk selbst über sein Schicksal; sein Wille soll über alles siegen; *weiß aber unser Volk, was es will*, wenn seine besten Söhne es nicht wissen?

Hierin liegt das ganze Problem, und hier müssen wir mit aller Energie einsetzen, furchtlos, und trotz allem hoffnungsvoll. Die geplante Initiative ist ein Akt des Zornes; sie ist unklug. Einkehr tut uns not; sollte die Annahme des Gotthardvertrages uns zu dieser Einkehr führen, so hätte sich das alte Wort wieder bewahrheitet: Unglück ist immer zu etwas gut.

An ein trauriges Ende glaube ich trotz alledem nicht. Seit sechshundert Jahren haben wir schon manchen Fehler begangen und gebüßt; wir haben uns immer wieder aufgerichtet, wie wir uns jetzt aufrichten wollen; tief in der Seele haben wir noch Kräfte genug, um unsere Zukunft würdig zu gestalten. Der Genfer, der von jeher mit reformfreudiger Hoffnung erfüllt war, führt im Schilde das Wort: *Post tenebras lux*.

ZÜRICH

E. BOVET



AUF EINEM HEIMWEG

Die Wolken ziehen ruhig und gelassen
Im Gold der Abendsonne — und verblassen.
Ein schriller Vogelschrei
Tönt fernher übers Feld. Die Wälder dunkeln.
Im blauen Raum beginnt ein Stern zu funkeln.
Vorbei ist nun der Tag.
Still kommt die Nacht und breitet über Wegen
Und Wald und Feld die Hände wie zum Segen...

EMIL SCHIBLI

